



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Parlament und Politik in Frankreich.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Parlament und Politik in Frankreich.



Unmittelbar nach der Wiedereröffnung der französischen Deputirtenkammer las der Ministerpräsident Duclere eine Erklärung vor, welche das Glaubensbekenntnis oder Programm der von ihm geleiteten Regierung enthielt. Die wesentlichen Sätze derselben sind folgende. Die Regierung will den Frieden, und nichts liegt vor, was denselben stören zu können scheint. Die Beziehungen Frankreichs zu den festländischen Großmächten, namentlich zu Italien, bessern sich. Das englische Kabinet hat Fragen, die aus der Besetzung Agyptens durch britische Truppen entstanden sind, freiwillig in Paris zur Sprache gebracht und Vorschläge gemacht, welche die französische Regierung jetzt prüft. Das Ergebnis der Verhandlung soll, sobald sie geschlossen ist, der Kammer mitgeteilt werden. Darauf fuhr der Minister fort: „Wie es auch ausfallen möge, verhehlen Sie, meine Herren, sich nicht, daß die Quelle unseres Einflusses im Auslande hier, bei uns, liegt; ja nach dem Charakter, den Sie unsrer innern Politik ausdrücken werden, wird die Wirksamkeit Frankreichs nach außen hin fruchtbar oder fruchtlos sein. Aus diesem Grunde ersuchen wir Sie auch achtungsvoll, von Ihren unmittelbaren Verhandlungen Fragen fernzuhalten, die der Art sind, daß sie in diesem Augenblick das Einvernehmen der Ansichten und Willensmeinungen nicht aufkommen lassen, deutlicher gesprochen, die Bildung einer Mehrheit für die Regierung nicht gestatten.“ Weiterhin berührte die Erklärung verschiedene innere Fragen, darunter die wegen Deportirung rückfälliger Verbrecher, die wegen Reorganisation der Gerichte, über Bervollständigung des Gesetzes in Betreff der Volksschulen und über die Reihenfolge, in welcher gewisse öffentliche Arbeiten ausgeführt werden sollen. Dann kam der Minister, nachdem er noch einen Blick

auf seine auswärtige Politik geworfen und dieselbe als vom Gefühl für die Würde des Landes und vom Gedanken der Versöhnung und Beschwichtigung geleitet bezeichnet hatte, auf die anarchistischen Umtriebe zu sprechen und erklärte: „Sie wollen so wenig wie wir, daß die Ordnung gestört werde. Sie werden daher bloßstellende Bündnisse zurückweisen. Sie werden nicht gestatten, daß die freisinnigen Gesetze zu Verbrechen mißbraucht werden.“ Der Schluß der Rede lautete: „Wir sind überzeugt, daß es im Parlament eine Mehrheit giebt, die entschlossen ist, der Republik eine Regierung zu schaffen, welche imstande ist, im Auslande die bleibenden Interessen Frankreichs und im Innern die Ordnung und Freiheit zu verteidigen und allen mit Nachdruck unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze einzulösen. . . Unter dieser Bedingung sind die Männer, die vor Ihnen stehen, bereit, ihres Amtes zu warten und, wenn sie Ihr Vertrauen gewinnen, keine Mühe scheuen, um dasselbe zu rechtfertigen.“

Diese Schlußworte machten, wie berichtet wird, „auf das Haus keinen besonderen Eindruck.“ Wir vermuten, auf die Anhänger Gambettas und Clemenceaus ebensowenig als auf die monarchisch gesinnten Mitglieder der Kammer. Clemenceau, der ehrgeizige Führer der äußersten Linken, hat in neuester Zeit größern Einfluß gewonnen und hofft, mit der Zeit ans Ruder zu gelangen. Gambetta aber wird das Ministerium Duclerc nur solange unterstützen, als es mehr oder minder seinen Willen thut, und er noch keine Aussicht hat, es durch sich und seine Anhänger zu ersetzen. Dasselbe ist so schwach wie das ihm vorausgegangne, und es wird so schwach und unfruchtbar bleiben, weil die Linke es nicht zu Kräften kommen und so Dauer gewinnen lassen wird, da deren Führer selbst herrschen wollen. Hält es sich noch einige Monate, so wird ihm die Furcht vieler Abgeordneten vor der Unduldsamkeit und den Plänen Gambettas das Leben fristen. Man will hier im Innern kein Listenskrutinium, weil dasselbe für diese Deputirten Verlust des Mandats zur Folge haben würde, und im Außern keine abenteuerliche Politik, wie man sie sich vom Vorgänger Freycinets zu versehen hat. Gelänge es den Bemühungen Gambettas, diese Befürchtungen zu zerstreuen, so würde man sehr bald das alte Spiel sich wiederholen und den Exdiktator von Tours seine Absichten erreichen sehen. Auch so wird er, sobald Duclerc ihm unbequem wird oder sich irgend eine Blöße giebt, thun, was er kann, ihn unmöglich und sich selbst möglicher zu machen. Ob die Republik dabei schwach bleibt, kümmert ihn nicht. Er traut sich zu, sie stark zu machen, wenn er nur erst wieder stark geworden ist. Ein Rückblick auf die Reihe von Ränken, die er zu diesem Zwecke die Jahre daher gesponnen hat, läßt von ihm nichts andres erwarten. Das Siechtum, an welchem die französische Republik krankt, ist ein altes Leiden, es rührt von dem Tage her, wo Gambetta Vorsitzender der Deputirtenkammer wurde und eine Art geheimer Regierung bildete, welche die eigentliche Regierung durch ihren Einfluß fortwährend beherrschte und dirigirte, indem sie dieselbe in ihrem Bestande bedrohte.

Fügte sich ein Minister oder Präfekt dem Willen dieser Nebenregierung nicht, so wurde er ohne Verzug durch Legung einer Falle gestürzt, und ein gefälligerer und bequemerer trat an seine Stelle. Das unverantwortliche Regieren Gambettas aus seinem Hinterhalte ging auf die Dauer nicht, es wurde zum Skandal, er sah sich genötigt, vom Schnürboden, wo er die Drähte gelenkt, herabzukommen, selbst auf die Bühne zu treten und als verantwortlicher Minister Freycinet eine Rolle zu spielen. Er schuf aus persönlichen Anhängern ein Kabinet, das sich als „großes Ministerium“ in die Welt hinausrühmen ließ, diesen Namen aber nicht rechtfertigte und nach wenigen Wochen an Mittelmäßigkeit starb. Nur der Ehrgeiz der Herren blieb am Leben, und so wurde sofort die alte Nebenregierung wieder eingerichtet, und die frühern Manöver begannen von neuem. Nur hatte Gambetta jetzt weniger Einfluß als vor seinem Versuch, offiziell die Geschicke Frankreichs zu lenken. Doch war der Rest noch stark genug, um den Führer der Opportunisten in den Stand zu setzen, seinem Nachfolger in der Ministerpräsidentschaft, der eigne Gedanken und einen eignen Willen hatte, seine Stellung zu verleiden und ihn endlich zu stürzen. Freycinet wurde von den Presseorganen Gambettas solange getadelt und verspottet, und von dessen Partei in der Kammer solange angegriffen und gehemmt, bis er, in einem schwachen Augenblicke eingeschüchtert, vor einer ihm ungünstigen Abstimmung der Deputirten die Flinte ins Korn warf und zurücktrat, worauf seine Stelle ein Politiker einnahm, der die Eigenschaften eines Staatsmannes nur in geringem Grade besitzt, aber sich mit Gambetta gut zu stellen verstand. Ebenso intolerant und gebieterisch wie die Minister, behandelte dieser die Deputirten und Senatoren, die sich zur Förderung seiner Absichten hergaben; auch in diesen Kreisen befolgte der Diktator den Grundsatz: wer nicht mein Diener ist, der ist mein Feind.

In den letzten Wochen vor Wiedereröffnung der Kammer hat nun Duclerc versucht, die Führer der verschiedenen republikanischen Fraktionen derselben einigermaßen unter einen Hut zu bringen und so eine Mehrheit für die Regierung zu ermöglichen. Es wurden Verhandlungen zwischen Freycinet, Ferry und Gambetta angeknüpft, und die beiden erstern zeigten sich nicht abgeneigt, das Zustandekommen der vom Ministerpräsidenten ins Auge gefaßten Kombination zu fördern; zuletzt aber scheiterte der Plan am Widerspruch Gambettas gegen ihre Bedingungen, und nun begann der letztere sogleich mit Pressemanövern gegen die Regierung und vorzüglich gegen seinen unmittelbaren Nachfolger. Als Kampfmittel bediente er sich hierbei nicht ungeschickt des Hinweises auf die Missethaten der Anarchisten, wobei er vollständig die Taktik der Rechten befolgte, welche den Staat und die Gesellschaft für gefährdet erklären, wenn die Regierung gegen die Wähler und Übeltäter nicht mit Energie andre Mittel anwende als die bisherigen. Auch die Monarchisten tadeln die Regierung, und namentlich Freycinet, weil er zugelassen, daß das Übel soweit um sich gegriffen habe, wenn sie aber dann die Republik für unfähig zu wirksamer Vorbeugung und Unter-

drückung erklären und Abschaffung dieser Staatsform verlangen, so kommen die Gambettisten zu einem andern Schlusse, und der lautet natürlich: es muß gegen die Roten mehr Thatkraft und mehr Strenge entwickelt werden, wenn das Gemeinwesen nicht Schaden leiden und zuletzt dem Chaos verfallen soll, diese Thatkraft und Strenge ist aber in niemand anders verkörpert als in unserm Herrn und Meister, dem großen Volkstribunen, dem einstigen Diktator von Tours. Kurz, Gambetta beabsichtigt einen Teil der Deputirten durch die Furcht vor den Anarchisten und Kommunisten in sein Lager zu locken, in welchem Duclerc bereits angelangt zu sein scheint, indem er die letzten beiden Beamten aus der Freycinet'schen Periode von ihren Posten im auswärtigen Amte entfernt hat.

Die Lage des Ministeriums Duclerc beim Beginn der Session der französischen Kammern ist daher keine günstige, keine solche, wie der Premier am Schluß seiner oben auszugsweise mitgetheilten Rede sie sich vorzustellen scheint. Er wird aus der Mitte der Versammlung zur Rechenschaft gezogen werden, und zwar sowohl auf dem Gebiete der innern als auf dem der auswärtigen Angelegenheiten. Die Greuel in Montceau-les-Mines und die Dynamitexplosionen in Lyon werden ihm schuld gegeben werden und ebenso die Beseitigung der englisch-französischen Kontrolle in Ägypten durch das Ministerium Gladstone. Die Parteien im französischen Parlament sind einerseits soweit von einander getrennt, und andererseits verlaufen sie doch wieder so in einander, daß ein Minister, dem aus verschiedenen Richtungen der Windrose Stürme anwehen, sich, um Zuflucht zu suchen, in Passivität flüchtet. Spuller, die rechte Hand Gambetta's, behauptet, Frankreich müsse „immer fühlen, daß es regiert werde,“ und tadelt damit indirekt die Regierung, daß sie den Legitimisten erlaubt hat, große Bankette abzuhalten, bei denen man den „Koy“ leben ließ. Radikale wie Raquet raten zur Strenge gegen die Anarchisten, andre wieder, darunter Leute, die Gambetta und Clemenceau nahestehen, schreiben Zeitungsartikel, welche sich wie gelinde Verteidigungsreden in Betreff der Vorfälle in Montceau lesen, indem nach ihnen die Ultramontanen und die Arbeitgeber der Bergleute die Hauptschuld träge. Es ist zu bezweifeln, daß Duclerc eine Majorität finden wird, und es unterliegt noch stärkern Zweifeln, ob irgend ein Nachfolger imstande sein würde, ein Kabinet zusammenzubringen oder eine Politik vorzuschlagen, die seiner Regierung eine feste und dauernde Gruppe von Anhängern sichern könnte. Für Gambetta ist fast nur noch in einer Anzahl von Provinzen die öffentliche Meinung, und Clemenceau wird die Partei, die er um sich gesammelt hat, wahrscheinlich auch nicht lange zusammenzuhalten vermögen. Die Deputirtenkammer zerfällt in wenigstens sechs Fraktionen, eine royalistische, die etwa fünfzig Mitglieder zählt, eine imperialistische, die etwa ebenso stark ist, die Gruppe der Unversöhnlichen, die ungefähr dreißig Abgeordnete umfaßt, und einige konservative Republikaner vom Typus des Exministers Dufaure. Diese

zusammengefaßt und durch kleine Cliquen verstärkt, geben eine bunte Opposition von etwa zweihundert Köpfen, die lediglich in ihrer Abneigung gegen die reine demokratische Republik einig sind. Der Rest, die Mehrheit der Kammer, ist nicht so sehr durch Grundsätze als durch Verwaltungsfragen und persönliche Streitigkeiten getrennt. Die meisten werden noch immer als Gambettisten bezeichnet, aber selbst in der Fraktion, die sich selbst so nennt, herrscht nicht durchgehends fester Zusammenhang, und so vermag gegenwärtig niemand mit Bestimmtheit zu sagen, was eines Tages passiren kann. Eine Versöhnung der Parteien wird gewiß nicht stattfinden, keine wird darauf verzichten, ihre Prinzipien zur Geltung und ihre Führer an die Spitze der öffentlichen Geschäfte zu bringen, wo sie den Parteigenossen Anstellungen, Protektion und Bevorzugung bei Staatsunternehmungen und andre gute Dinge zuwenden können, und darüber wird das Ministerium Duclerc mit der Zeit fallen, mag es sich an eine bestimmte Partei anlehnen oder parteilos zu sein versuchen. Heute befindet man sich noch in einer Nothlage, welche die Erhaltung der jetzigen Minister auf ihrem Posten dringend empfiehlt; sobald man aber die Verlegenheit hinter sich hat, sind die Tage des Kabinetts gezählt. Auch der Zustand der französischen Finanzen, die in diesen Tagen im Journal des Débats eine herbe Kritik erfahren, wird dazu beitragen, die Stellung Duclercs und seiner Kollegen sehr unsicher zu machen. Die Thatsache, daß er in seiner oben erwähnten Rede den Wunsch ausspricht, das Budget zuerst beraten zu sehen, läßt seine Befürchtungen in dieser Richtung erkennen. Die Finanzen der Republik sind nicht bloß in übler Verfassung, sondern es giebt ein nicht unerhebliches Defizit.

Das Hauptpferd aber, das alle Schattirungen der Opposition wahrscheinlich reiten werden, ist der sichtliche Niedergang des französischen Einflusses in Ägypten, und doch ist weder Freycinet noch Duclerc für diese Entwicklung der Dinge verantwortlich zu machen. Frankreich hätte sich an der englischen Aktion am Nil beteiligen sollen, wäre es auch nur mit einigen Regimentern und Batterien gewesen, aber die Mehrheit der Volksvertretung lehnte es ab, Freycinet die Mittel dazu zu bewilligen. Wollte die Kammer deshalb das gegenwärtige Kabinet stürzen, so würde das nur ein weiterer Beitrag zu den vielen Sonderbarkeiten sein, welche die Annalen dieser Körperschaft aufweisen. Es wäre eine Selbstverurteilung, und man würde angesichts eines verdrießlichen Ergebnisses der Politik der Regierung deren Mangel an Glück verdammen, weil sich ihr keine schlechten Absichten nachweisen ließen. Die Anklage gegen Duclerc würde lauten, er habe sich im Amte befunden, als Frankreich in Ägypten schwere Einbuße erlitten. Blicken wir aber zurück, so haben die Kabinette, die sich in diesem Jahre in Paris folgten, zur Erhaltung der unsichern Stellung, die Frankreich am Nil einnahm, alle möglichen Mittel angewendet, nur keinen Krieg gewagt. Gambetta bestrebte sich, Italien und die andern nichtfranzösischen Mächte des Festlandes von der Sache fernzuhalten, und dies gelang eine Weile,

zum Teil weil Lord Granville ihm gefällig die Hand bot. Freycinet suchte mit Eifer die Pforte auszuschließen und hatte eine Zeit lang gleichfalls Erfolg damit. Zugleich aber wurde im stillen mit der ägyptischen Nationalpartei geliebäugelt, mit Halim Pascha intrigirt und Lesseps als Stein ins Damenbret gesetzt und vorgeschoben. Vergebens, alle diese Manöver mißglückten. Sie mußten mißlingen, als England sich schließlich für die Intervention erklärte und handelte, ohne fremde Mitwirkung abzulehnen, und man französischerseits nicht mitzuthun wagte. Man hoffte jetzt in Paris, Arabi werde sich als harte Nuß für Wolseley erweisen, er werde an Macht, an Schlaueit, an Befähigung, das ganze Land, ja die muhamedanischen Nachbarn zum Aufstand und Beistand mobil zu machen, ein zweiter Abd-el-Kader sein. Wenn der britische Löwe dann ermattet auf dem Wüstenande läge, wollte man sich einmischen und darauf den Lohn einstreichen, den die Unterschätzung des Gegners von seiten Englands dem Nebenbuhler des letztern in die Hände gespielt. Die Franzosen rechneten und verrechneten sich hier ungefähr wie vor dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866. Derselbe wurde von Napoleon III. gewünscht und befördert, indem der Kaiser den geheimen Vertrag zwischen Preußen und Italien guthieß. Er glaubte, Oesterreich werde siegen oder wenigstens lange standhalten können, und so werde er zu jeder Zeit mit seiner Macht einzugreifen, Halt zu gebieten, den Schiedsrichter zu spielen und sich schließlich seine Gebühren am Rhein auszubitten in stande sein. Königgrätz strich diese schlaue Rechnung durch, und Schiedsrichteramt und Gebühren blieben fromme Wünsche. Ähnlich verhält sichs jetzt, wenn wir ein kleines Treffen mit einer großen Feldschlacht vergleichen dürfen, was in Betreff der Folgen erlaubt ist, mit Tel-el-Kebir. Die Franzosen hielten wieder einmal phantastische Erwartungen für Wirklichkeit, sie machten nochmals die Rechnung ohne den Wirt, sie hatten Schaden davon, und durften auch für Spott nicht sorgen. Wenn Duclerc in seiner Rede der Deputirtenkammer zuruft, sie möge sich patriotisch einigen, da hiervon der französische Einfluß in der Welt abhängt, so mag das im allgemeinen ganz richtig sein, auf die ägyptische Frage aber leidet es keine Anwendung; denn kein Patriotismus der Franzosen wird die Engländer friedlich von dort wegschaffen oder sie in ihrem Thun dort wesentlich beschränken. Deutet aber Duclerc den Nachbarn überm Kanal freundschaftlich an, falls sie den Wünschen Frankreichs dort nicht nachgäben, so würden dieselben von andern Mächten unterstützt werden, so ist das nur eine auf die Eitelkeit und Einbildung seiner Zuhörer berechnete Äußerung, die noch immer dem Aberglauben huldigen, Europa müsse Frankreichs Interessen als die seinigen ansehen und gegen jeden Front machen, gegen den dieses sich kehrt. Duclerc wäre blind und taub, wenn er nicht wüßte, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland und Italien nichts thun werden.

Wenn sich das unwidersprechlich so verhält, was kann da Frankreich allein, isolirt, wie es in dieser Sache ist, zur Remedur, zur Abwendung des unaus-

bleiblichen Ergebnisses der Niederwerfung der ägyptischen Revolution durch die Engländer thun? „Es ist, so sagt der Daily Telegraph, und wir geben ihm im großen und ganzen Recht, es ist nicht geneigt, in Ägypten ein Heer zu landen, um uns die Stellung, die wir dort einnehmen, streitig zu machen. Beabsichtigt es etwa, zu schmollen und sich eine Nation zur Feindin zu machen, die ihm bisher eine wohlgefünnte Freundin war und das zu bleiben wünscht? Kann es sich weigern, in das Konzert der europäischen Mächte einzustimmen, und will es sich zu ohnmächtiger Vereinzelnng verurteilen? Will es mit Feindschaft die internationale Freundschaft vergelten, die ihm in Tunis freie Hand ließ? Was kann es an Stelle jener Einheit der Oheraufsicht durch einen englischen Agenten vorschlagen, die das erste und letzte Wort Lord Granvilles ist? Es kann sich doch im Ernste nicht einbilden, daß Europa oder England in eine Erneuerung jenes frühern Versuchs willigen wird, einen ägyptischen Esel von zweien reiten zu lassen. Frankreich ist weder willens noch imstande, selbst als Vertreter aller Mächte allein die Aufsicht über die einheimischen Behörden Ägyptens zu führen. Wir dagegen sind physisch und moralisch durchaus in der Lage, dieses Amt zu übernehmen. Unsrer Freihandelspolitik nötigt uns, allen andern Nationen dieselben Vorteile zu gewähren, die wir selbst suchen. Frankreichs Vorschläge in Bezug auf Tunis befunden, daß es den entgegengesetzten Grundsätzen huldigt. Die finanziellen Interessen Frankreichs werden, sowohl was die Staatsschuld als was den Kanal angeht, unter einer bloß englischen Kontrolle so gut gewahrt sein als unter einer englisch-französischen. . . Französische Zeitungsschreiber weigern sich, unsre Einwilligung in das französische Protektorat über Tunis als Äquivalent anzunehmen, indem sie sagen: wir haben Tunis in unsrer Gewalt, und da hilft ein englischer Einspruch nichts. Wenn das behauptet wird, so antworten wir: mit demselben Rechte haben wir Ägypten in der Hand. Infolge welches andern Rechtes als dessen, das im Degen General Brearts verkörpert war, ist Frankreich in den thatsächlichen Besitz von Tunis gelangt? Der Bei von Tunis war vor wenigen Jahren noch staatsrechtlich so unabhängig als der Chedive in Kairo. Aber wir brauchen uns nicht allein auf das Recht des Krieges zu stützen wie Frankreich. Wir sind und bleiben in Ägypten als Vertreter alles dessen, was an der doppelköpfigen Kontrolle gut war, und machen sie durch Vereinfachung wohlfeiler und praktischer. . . Täuschung von Schwachköpfen ist es, wenn man meint, die Ägypter könnten sich selbst überlassen werden. Sie würden dann wieder unter einheimische oder türkische Bögte geraten, die Plünderung und Peinigung des Volkes würde von neuem beginnen, alles, was der Westen hier gethan hat, würde zu Grunde gehen, alles, was der Osten Ungerechtes und Graufames thun kann, wieder aufleben. Will Frankreich Einspruch thun, weil wir und wir allein hier am Nil Menschlichkeit, Gesittung und Fortschritt vertreten?“ Und selbstverständlich auch das englische Interesse vertreten, fügen wir hinzu, ohne dessen volle Be-

rechtiung bestreiten zu wollen, und nur mit der Hoffnung, daß die schönen Dinge, die England nach dem Londoner Blatte in Ägypten vorhat, unter der Wahrung dieses Interesses nicht leiden.



## Giuseppe Garibaldi.

(Schluß.)



ie Charaktereigenschaften, welche in Garibaldi, dem Privatmanne, neben Mut, Treue und Standhaftigkeit am hellsten leuchten, sind Herzengüte, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit. Die erstere erklärte er selbst für ein Erbteil seiner geliebten, im Leben wie im Tode von ihm hochverehrten Mutter. Es war nicht etwa jene schwächliche, passive Gutmütigkeit, welche mehr eine Temperaments- als eine Charaktereigenschaft, sich trefflich mit dem schlimmsten Egoismus verträgt und doch nicht selten mißbräuchlich mit dem Namen jener hohen Tugend geehrt wird; sie offenbarte sich vielmehr als eine solche bei jeder Gelegenheit durch Thaten, auch durch solche, die mit Gefahren und Opfern verknüpft waren. Mitleidenden Hilfe zu spenden war ihm lebhaftes Bedürfnis, er unterstützte sie mit Rat und That oft über seine Mittel hinaus, ohne zu beachten, daß seine allzugroße Freigebigkeit ihn selbst und die Seinen zuweilen in bittere Verlegenheit zu bringen drohte. Er tröstete die Armen und Bedrängten, denen er nicht zu helfen vermochte, und vertrat ihre Sache mächtigen Bedrängern gegenüber mit glühendem Eifer. Er, der nie eine Gunst für sich erbat, bestürmte die Behörden mit Bitten, wo es sich um die Befreiung eines seiner Überzeugung nach unschuldig Verfolgten, um die Unterstützung eines Unglücklichen oder die Belohnung eines verkannten Verdienstes handelte. Wo ein Menschenleben in Gefahr schwebte, zögerte er nie, das eigne aufs Spiel zu setzen, um das fremde zu erhalten. Schon als siebenjähriger Knabe rettete er schwimmend eine dem Ertrinken nahe Frau und später nach und nach noch zwölf Personen zum Teil mit dringender Gefahr des eignen Lebens vom Wassertode. Für sich selbst beanspruchte er keinen Lohn, weder Ehren noch Schätze. Als Befehlshaber der italienischen Legion in Montevideo war er, „der einzige Uneigennützige unter lauter habfüchtigen Egoisten,“ wie ihn der englische Vermittler Lord Howden nannte, so arm, daß er abends mit seiner Gattin im Dunkeln saß, weil er kein Geld hatte, sich ein Licht zu kaufen. Der Eroberer und Diktator Unteritaliens kehrte mit 1200 Franken Vermögen nach Caprera zurück und lebte dort mit den Seinen von harter Arbeit seiner Hände. Äußere Ehrenzeichen waren nicht